

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

1) Von Alfred af Hedenstjerna.

Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

I.

Es war ein heißer, sonniger Zunitag, die Wege beschwerlich, aber es war der fruchtbarste und wohlhabendste Theil von Schweden, durch den man fuhr. Eine üppige, abwechslungsreiche, schöne Natur. Sie stand in der Pracht des Hochsommers, ohne schon etwas von dem frischen Zauber des Frühlings verloren zu haben. Die Hitze hatte erst vor einigen Tagen eingesetzt und war auf so reichlichen Regen gefolgt, daß die Landstraßen noch nicht einmal staubig waren.

Unter der Wärme litten eigentlich auch nur die braunen, wohlgenährten Pferde einheimischer Rasse mit schönen, runden Formen, aber ohne jede Spur von „Edelblut“, sowie Frau Hellvik, die noch runder und ebenso einheimisch war und in dem Wagen zwischen ihrem Mann und ihrem Schwager eingeklemmt saß. Die übrige Gesellschaft schien in vollen Zügen ein durch nichts gestörtes Dasein zu genießen.

Frau Hellvik, die bereits ihr erstes halbes Säkulum hinter sich hatte, war einmal so schön gewesen, wie eine stumpfnasige, nicht aristokratische Frau es sein kann; aber nun war wenig davon übrig, außer ein Paar herrlicher, sanfter blauer Augen, aus denen so viel Güte, Reinheit und inniges Wohlwollen strahlte, daß sie wohl kaum mit einem griechischen Profil und einer wirklich „bornehmen“ Erscheinung zusammengepaßt hätten.

In die blonden Haare der ziemlich kleinen Dame, deren Figur durch bedenklich zunehmende Fülle sehr entstellt war, hatte die Zeit manchen Einschlag von noch leichterem Schimmer gewoben, und über ihrem sonnigen Gesicht lag ein eigenthümlicher Zug der Festigkeit und Willenskraft, der im Widerspruch stand zu dem sanften Glanz der Augen. Von Natur war Frau Hellvik eigentlich alles andere eher als herrschsüchtig, aber sie hatte nun fast dreißig Jahre in einem derartigen Kreise gelebt, daß sie zum Besten der Thrigen wohl selbst die Zügel in die Hand nehmen mußte.

Es geschah, ohne daß ihr Widerstand geleistet wurde. Der Mann an ihrer Seite, Gutsbesitzer Albert Hellvik, ein Sprößling einer alten Kaufmanns-Patrizierfamilie in einer Kleinstadt von zweitausend Einwohnern, hatte sich schon früh als so unglücklich unpraktisch erwiesen, daß man ihn für die „Gelehrtenlaufbahn“ bestimmt hatte. Und „gelehrt“ wurde er auch, wenn man nach seiner glänzenden Promotion urtheilen wollte, die er schon früh gemacht hatte.

Aber nachdem er mit Lust und Liebe Kenntniß-Vorräthe gesammelt hatte, stand er zu seinem eigenen Erstaunen ganz rathlos da, als er sie anwenden sollte.

Als die Kameraden am Promotionstage jubelten und ganz überselig waren in dem Gefühl, am ersten Ziel zu stehen, wo die Welt offen vor ihnen lag, saß Albert Hellvik grübelnd in einer Ecke und sann darüber nach, was er nun eigentlich anfangen sollte, und lächelte bei dem Gedanken, wie schön es wäre, wenn er nun morgen sich wieder hinsetzen könnte, um sich für ein noch schwierigeres Examen vorzubereiten.

Dann kam der Sommer, die Ruhe und — Emma Landberg. Eigentlich war sie nur „Wirthschafterin“, wenn auch der Hausherr, der Besitzer des großen Lundby, ihr Onkel war. Magister Hellvik kam dorthin zur Sommerfrische, „trank frische Milch“ und studirte Geschichte und die Klassiker. Emma Landberg wußte nichts von den Klassikern, und von der Geschichte kannte sie nur die „vaterländische“. Sie war überhaupt schrecklich kenntnißlos in Buchgelehrsamkeit, aber ungewöhnlich tüchtig in der Hauswirthschaft und verstand es, sich im Leben zurechtzufinden. Und dann war sie kernfrisch und schön, ihr ganzes Wesen strahlte von Freundlichkeit und dem Wunsche, allen gefällig zu sein.

Albert Hellvik verstand sich wenig auf das weibliche Geschlecht der Gegenwart; das hatte er niemals studirt, aber ihn überkam instinktiv in Emma Landberg's Nähe ein Gefühl der Reinheit und wahren Weiblichkeit, die ihm noch niemals so nahe gekommen war.

Na — und nun hatten sie vor ein paar Jahren ihre silberne Hochzeit gefeiert. Seine philosophische Würde hatte niemals im Leben Verwendung gefunden, der „Magister“ war Gutsbesitzer geworden und bedankte sich für den Dokortitel, als mancher versuchte, ihn so anzureden, nachdem die „Magister“ sich so zu nennen begannen.

Das bescheidene, ererbte Vermögen war zu dem herangewachsen, was in der einfachen Smaalands-Gemeinde für Reichtum galt. Der Gultuna-Hof war zu einem Gut geworden, und sein Vieh bekam auf allen landwirthschaftlichen Ausstellungen Preise, obgleich Albert Hellvik fast noch ebenso unpraktisch und ebenso unfundig in den Anfangsgründen der Landwirthschaft war, wie damals, da er seinen akademischen Grad errang. Frau Hellvik, die Herrin des Gultuna-Hofes nahm alles wahr, während Albert den Basa-Orden bekam, den niemand weniger verdient hatte, als er, was etwas sagen will, aber nicht den „Nordstern“, der in den meisten Fällen auf der Brust noch minder kenntnißreicher Herren baumelt, als es der Besitzer von Gultuna war.

Nun wollte die Familie ihren ersten Ausflug „in die große Welt“ unternehmen, die bisher fern von ihnen existirt hatte, nachdem man mehr als ein Vierteljahrhundert darauf gewartet hatte. Frau Hellvik hatte eigentlich niemals etwas davon gesehen, ebenso ihre beiden netten, liebenswürdigen Töchter Anna und Gerda, die im Wagen ihr gerade gegenüber saßen; denn sie hatten ihren nothdürftigen Vorrath an Kenntnissen durch nicht allzu gewissenhafte Gouvernanten erhalten und, trotz ihrer fünfundzwanzig und zweiundzwanzig Jahre, nur dunkle Ahnungen von dem brausenden Leben der Gegenwart, das ziemlich weit von Gultuna seine Kreise zog.

Zwischen ihnen saß das Nesthätchen, die Herbstblüthe, der verwöhnte kleine sechsjährige Karl, der seine Mutter am Nachmittag des Lebens überrascht hatte, aber deshalb ebenso willkommen war; und auf dem Kutscherbock neben dem alten Knecht Peter thronte der vierzehnjährige Axel Hellvik, der die fünfte Klasse der Elementarschule in Jstast besuchte, sich selbst fleißig anspornte und ein quedsilberiger, dunkelhaariger Knabe war mit ziemlich unregelmäßigen und nicht gerade schönen Zügen, die aber niemals, außer wenn er schlief, lange genug in Ruhe waren, daß man sie hätte näher betrachten können.

Die Mädchen und der kleine Karl waren der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. Der Junge hatte ihre sanften blauen Augen, Anna und Gerda waren eine neue Doppelaufgabe der Emma Landberg, die vor 27 Jahren alle weiblichen Gottheiten des Alterthums aus dem Felde geschlagen. . . .

Die Sonne brannte, die Pferde schnaubten, mit weißem Schaum bedeckt, da sie den Wagen einen Hügel hinaufziehen hatten, der steiler als einer der vorhergehenden zu sein schien.

Papa strich sanft Mama's kurze, aber ungewöhnlich fleischige Hand.

„Na, möchte die Reise nun so hübsch und nett werden, wie Du und die Mädchen es Euch denkt, liebe Emma. Es wird im Anfang ein wenig ungewohnt sein. Weißt Du, Mama, ich bin fast ein bißchen verwirrt!“

Frau Hellvik lachte liebevoll und überlegte.

„Wann bist Du das nicht, lieber Albert? Aber wir müssen doch auch einmal, wie die Andern, hinaus und uns ein bißchen auslüften. Wir haben es nicht zur Unzeit gethan und bevor wir die Mittel dazu hatten, aber wir können es nicht verantworten, wenn wir den Mädchen nicht zeigen, daß es auch noch andere Männer auf der Welt giebt, als unsern Thierarzt und unsern Hilfspastor.“

„Ve . . . be . . . be . . . besonders der Letzte i . . . i . . . ist ein großer L tospatsch!“

„Na, mit'n Thierdoktor's noch nicht wille dich zu thun, hät' er doch den Pluto ganz verdorrt, als er im Frühling de Steingalle hatte.“

Diese beiden Bemerkungen wurden von Onkel Gustav und Peter gemacht, welsch letzterer ganz ruhig sein altes, ehrliches, rothprentliches Gesicht dem Wageninnern zuwandte und seine Meinung äußerte, was ihm in patriarchalischer Weise gestattet war — d. h. bis zu dieser Fahrt.

„Sieber Peter, ich habe Dir schon gesagt, es schiätt

sich nicht, daß Du Dich ins Gespräch mengst. Das mußt Du Dir abgewöhnen, Peter, wenn wir jetzt nach Gesundbrunnen kommen, und vielleicht oft Fremde im Wagen haben, wenn wir ausfahren, bemerkte Fräulein Gerda, die Peter's Ausbildung für den großen Kuraufenthalt übernommen hatte.

„Na, wenn wir oft mit'm vollen Wagen solche verdammte Berge ruffahren solle, dann wees der Diewel, wie es mit de Beene Prosperina's geht,“ erklärte Peter, ohne sich beirren zu lassen.

„Pe Pe Peter soll st st ill sein,“ ließ sich Onkel Gustav wieder hören.

Onkel Gustav, oder richtiger Landrichter Gustav Hellbit, hatte sein Leben lang Schönes und Trauriges mit Bruder Albert getheilt, Schlafgemach, Lehrer, Schläge, Schule und Universität. Er hatte schnell genug in seiner Jugend sein examen juridicum gemacht und sogar „zu Gericht gefessen“. Aber auch er war unpraktisch, dazu zerstreut und außer stande, sich ohne fürchterliches Stottern auszudrücken, das im Verhältnis zur Bedeutung des betreffenden Falles zunahm; daher fand er bald die juristische Karriere, die ihn von seinem Bruder Albert trennte und ständig von dem Hofgericht in Göteberg einer ungemüthlichen Kritik unterzogen wurde, ziemlich zwecklos für sich, gab die ganze Sache auf, mietete sich bei seinem Bruder auf Hultuna ein, ersparte jedes Jahr etwas an den Renten seines vom Vater ererbten Vermögens und betrachtete das Haus und die Kinder des Bruders als sein Eigen. (Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge eines Naturfreundes.

Dezember.

Es war ein kalter, aber lachender Wintertag, an dem Herr Tanzmann durch die Parkanlagen einer kleinen Stadt dahinschritt. Die sorgfältig instandgehaltenen Wege waren festgefroren und die Blätter, die den Rasen bedeckten, waren mit einem leichten, kaum sichtbaren weichen Reif überzogen. Sie bildeten einen bereits verblühten bräunlichen Teppich, aus dem sich ein Gewirv von Büschen und Bäumen mit lahlen schwarzen Ästen erhob. Obwohl sie jetzt blätterleer waren, erkannte Herr Tanzmann doch mit leichter Mühe die Buchen mit ihrem schönen, großen, silbrig grauen Stamm, die Kappeln, deren Rinde nach der Krone zu ein trübes Weiß zeigte, die Birken, deren schneeweiße Stämme weithin leuchteten. Er erkannte aber auch die Eiche an ihrer knorrigen Gestalt, an ihrer dicken, rissigen Borke, die Magnien an ihrer eigenartig schräg gefurchten Rinde und an ihren dunkeln Samenhüllen, die Linden an ihren braunen Deckblättern, aus deren Mitte die runden Fruchtkörner herabhingen. In den Anlagen waren aber auch viele ausländische Bäume angepflanzt, solche aus Nordamerika, aus Sibirien und aus dem nördlichen China und Japan, die um so besser gediehen, je mehr das Klima ihrer Heimath dem norddeutschen glich.

Wie abwechslungsreich der Park nun aber infolge dieser verschiedenartigen Bäume und Sträucher auch war, so vermischte das geübte Auge des Wanderers doch die wunderbare Harmonie, die nur die Einheitlichkeit einer natürlichen Landschaft geben kann. So gern er sich diese Pflanzen aus fernen Ländern einmal ansah, so war ihm doch eine solche Zusammenwürfelung der verschiedensten Länder nicht sehr sympathisch. Es ärgerte ihn, daß eine alte Eiche ihre knorrigen Äste zwischen die glatten Zweige eines chinesischen Götterbaumes schob, dessen noch hellgrüne Zweigspitzen erfroren waren, weil sie sich offenbar an den schnellen Eintritt der deutschen Winterfröste nicht hatten gewöhnen können. Um den Stamm einer Eiche schlängte sich der kanadische Baumwürger, und dieser Wucherstrauch aus Nordamerika hatte den europäischen Baum so gründlich umarmt, daß dessen Krone bereits zu verdorren begann.

„Na ja, sagte Herr Tanzmann, das kommt davon, wenn man der Natur Gewalt anthut und ihre Kinder hierhin und dorthin kommandirt, ohne sich um ihre Lebensinteressen zu kümmern. Die Sache rächt sich eben, entweder gleich oder später.“

Auch sonst konnte Herr Tanzmann in dem Park vielfach beobachten, daß der Sinn für Natur in unserer Zeit noch wenig erstarbt war und daß eintönige Künsteleien der reichen Mannigfaltigkeit des Lebens vorgezogen wurden. Da waren weite Rasenflächen auf hohen Bodenlagen, wo in der Natur sich nie dieser Graswuchs hätte entwickeln können. Da waren hie und da Druckständer angebracht, um den Rasen künstlich zu bewässern. Zwar jetzt im Winter hatte diese unnatürliche Wiese eine gelbliche Färbung, und der Graswuchs war niedrig wie auf allen Wiesen, aber es herrschte hier doch eine solche Gleichförmigkeit der Grashalme, die in idem Gegensatz stand zu dem Reichthum der Naturwiese, auf der auch im Winter sich die mannigfaltigsten Formen von Gras- und Staudenarten abhoben. Am auffälligsten freilich fand Herr Tanzmann die Unnatur dieser Rasenfläche im Sommer, wo sie jederzeit kurzgeschnitten und immerzu in derselben grünen Farbe schimmerte, ohne je den Charakter der Jahreszeit wiederzuspiegeln.

Und wie Herr Tanzmann den Park weiter durchwanderte, an Fontänen vorbeikam, die jetzt nicht sprangen, weil es im Winter

nicht lohnte, sie in Gang zu erhalten, an einer Unmasse von Strohpuppen und Holzkästen, unter denen die nicht winterharten exotischen Pflanzen festverpackt ruhten, an Brücken über wasserleere Bäche, da hatte er den unangenehmen Eindruck, daß auch diese Kunst, die Kunst, Landschaften zu gruppieren, sich vom Leben und Volke entfernt hatte, wie viele anderen Künste, und daß sie herabgekommen war zu einer geistlosen Dekoration, zu einem eleganten Salon, in dem sich die elegante Welt ergehen konnte.

Der Park ging allmählig in einen hohen Buchenwald über. Hier wurde Herr Tanzmann wieder wohl. Er schüttelte sich und sprang 60 Zentimeter hoch in die Luft und schlug dann mit seinem Stoch in das raschelnde Laub, daß die Blätter wirr umherflogen. Die Winter Sonne lachte am weißlich-blauen Winterhimmel. Ihre Kraft war zwar nicht groß genug, um den stark gefrorenen Boden auch nur einzumachen zu erweichen, aber ihre Strahlen milderten doch die Strenge der kalten Luft. Selbst unter der dichten Decke, die das rostbraune Buchenlaub über den Boden breitete, war die Erde gefroren. Es lag eine heitere Ruhe über diesem Walde, wie aus dem rostfarbenen Grunde die silbergrauen glatten Buchenstämme gleich gewaltigen runden Säulen ohne jede Verzästelung in die Höhe strebten. Erst hoch oben, gewissermaßen nach langer, solider Arbeit, breiteten sie behaglich ihre Äste und Zweige nach allen Seiten aus. Unter den Buchen konnte kein Unterholz aufkommen, aber gerade hier bei diesen Baumriesen vermischte man es nicht, die Eintönigkeit dieses Buchenwaldes mit seiner rostbraunen Decke und seinen silbergrauen Stämmen hatte etwas feierlich Erhabenes. Herr Tanzmann wanderte lange in dem Walde umher und ließ die Kraft auf sich wirken, die von diesen starken stolzen Bäumen ausging. Dabei herrschte eine absolute Ruhe in diesem Walde, nur das Laub raschelte unter des Wanderers Tritten. Bisweilen vernahm er ein Knarren, wenn zwei Äste im leisen Windzug sich gegen einander rieben. Einmal hörte Herr Tanzmann einen lauten plärenden Vogelschrei, den er zunächst einer Ecker zuschrieb. Er stand einen Augenblick still und gewahrte, wie ein Holzhäher nahe über ihm vorbeiflog. Er konnte den schönen Vogel gut beobachten, an seinem grauen Gefieder stachen die hellblauen Flecken leuchtend hervor. Noch lange, nachdem der Häher verschwunden war, konnte Herr Tanzmann die Stimme des geschwätzigen, zänkischen Vogels vernehmen. Dann war es wieder still.

Nach einiger Zeit gelangte Herr Tanzmann an einen kleinen Fluß, dessen Ränder mit dicken ins Wasser hinabhängenden Eisschollen überzogen waren. Seine Ufer waren mit Erlen und Weiden dicht besetzt, denen sich hier und da ein Gebüsch von Hollunder, Faulbaum und Wildrosen angeschlossen. Die Erlen waren mit schwarzen Samenläschen dicht behängt, und die schlanken Zweige der Weiden leuchteten in einem hellen rötlichen Gelb. In diesem Uferbüschwerk trieben sich eine Menge Vögel umher. Besonders die Meisen führten ein lebhaftes Spiel auf. Die verschiedenen Arten, die gelb und schwarz gefärbten Kohlmeisen, die niedlichen Blauweihen und die unscheinbaren Sumpfmeyen mit ihrem schwarzen Kopfe wetteiferten mit einander an Beweglichkeit und Seiltänzerkunststücken. Die finkesten waren aber doch die Sumpfmeyen, die nicht einen Augenblick ruhig sitzen konnten. Sie waren in ewiger Bewegung, hüpfen von Ast zu Ast, schaukelten sich in den dünnsten Zweigen und drehten sich an ihnen nach allen Richtungen, so daß mitunter die Beine nach oben und der Kopf nach unten hingen. Selbst wenn sie eine Portion Insekteneier an der Rinde eines Astes entdeckt hatten, pickten sie die Mahlzeit unter stein Wiegen und schaukeln ihres kleinen luftigen Körpers auf.

„O je, wenn Sie ein Vögelin wären, Herr Tanzmann! sagte der Wanderer zu sich. Sie würden gewiß nicht jeden Winter hier bleiben, sondern öfters mal nach dem Süden ziehen, wie die Buchfinken, die auch mitunter wandern und mitunter nicht. Freilich, jeden Winter weg wie die Schwalben, nein, das auch nicht. Sie würden den Tropenstollen bekommen, Herr Tanzmann, und übermüthig werden. Nein, nein, für uns Nordländer ist so eine Abföhlung von Zeit zu Zeit unentbehrlich!“

Er schritt weiter an dem Ufergebüsch entlang. Der Himmel hatte sich allmählig mit einem trüben Schleier umzogen, hinter dem die Sonnenstrahlen nur noch verschwommen hervorblickten konnten. Die Vögel im Ufergebüsch wurden stiller und vertrocken sich. Doch auf dem Flusse floß dicht über dem leichten Wellengekräusel ein Sägetaucher dahin. Mit seinen weichen Schwüngen weit ausgreifend, suchte er die Wasseroberfläche ab, um irgend einen Fisch zu erspähen. Jetzt mochte er eine Beute entdeckt haben, mit einem Auck ließ er sich senkrecht aufs Wasser herab, verschwand in demselben und kam erst ziemlich lange danach wieder an die Oberfläche. Herr Tanzmann konnte aus der Entfernung nicht genau erkennen, ob der Vogel etwas erbeutet hatte, jedenfalls schwamm er eine Weile auf dem Wasser, um dann wieder aufzusteigen und sein Spiel von neuem zu beginnen.

Jetzt erhob sich ein Wind und brachte von Norden her ein niedrig ziehendes, schweres, bleigraues Gewölk.

Es riecht nach Schnee, meinte Herr Tanzmann.

Fröhlich war Ostwind gewesen, nun hatte er sich nach Norden zu gedreht. Die Sonne verschwand ganz und gar, und eine gleichfarbig graue, alles einhüllende Wolkenmasse legte sich über die Erde. Jetzt fielen bereits einzelne kleine Schneeflocken, vom Winde umhergetrieben, es wurden ihrer aber mehr und mehr und schließlich kamen sie in endloser wirbelnder Masse, um lautlos auf den Boden zu

fallen, die Blätter zu bedecken, die Zweige und Aeste der Bäume, die Kleider des Herrn Tanzmann, die Eischölen am Rande des Flusses. Nur das Wasser nahm die Floden in sich auf und ließ sie in sich verschwinden. Aber auf dem Lande sammelte sich der weiche lose Schnee unglaublich schnell an, in kurzer Zeit bedeckte er den Boden in einer Höhe von mindestens zwanzig Zentimetern.

Herr Tanzmann stapfte etwas mühsamer als vorher, aber wohlgenüht dahin. Das Ufergebüsch, der Fluß, an dem in etwa halbstündiger Entfernung die kleine Stadt liegen mußte, zu der er zurückkehren wollte, würden ihm leicht den Weg zeigen, obwohl er in dieser Gegend noch nicht gewesen war. Er verkannte keineswegs die Gefahr, die dem Menschen droht, wenn er in unbekannter Gegend von einem Schneewetter überfallen wird. Er kannte genug Beispiele, wo selbst Briesträger und Botenfrauen, die doch ihren Weg genau kannten, bei Schneestürmen umgekommen waren. Er wußte, wie sehr sich die Gegend infolge von hohem Schnee verändert, wie alle Wege verschwinden, wie man jeden Anhaltspunkt, jede Richtung verliert, die man doch so genau zu kennen glaubte. In finsterner Nacht vollends, wo man sich selbst auf einer Chaussee nicht von einem Baum zum anderen findet, ist die Situation am unheimlichsten. Und dazu der hohe Schnee, aus dem man sich bei jedem Schritte mühsam erhebt, um dann von neuem in ihm zu versinken, bis man in Schweiß geräth, die Beine schlaff und schwer werden und eine unsägliche Müdigkeit den ganzen Körper ergreift. Wie einen dann die Angst packt und dann die Verzweiflung, wie der Schweiß erkaltet, die vom Schnee durchnähte Kleidung kalt und steif wird und man voraussieht, daß man es nicht lange mehr treiben wird, wenn nicht ganz plötzlich die Rettung irgend woher kommt. — Herr Tanzmann hatte es selbst schon durchgemacht, darum erinnerte er sich dessen jetzt sehr lebhaft.

Zum Glück war er damals gerettet worden, sonst lebte er ja jetzt nicht mehr. Als aber jetzt der Schnee immer höher wurde und der Wind die ganzen Floden vom Fluß her auf dem Weg zusammenhäufte, den er gehen mußte, da wurde ihm die Arbeit des Laufens bereits etwas sauer. Diesmal sollte ihm indeß nicht lange das Leben schwer gemacht werden. Er wollte bereits seine Lippen zu einem inbrünstigen Fluche öffnen, da ließ der Schneefall nach, die Wolken zogen sich zusammen, und es hellte sich wieder auf. Sogar die Sonne ließ es sich nicht nehmen, noch einmal unseren lieben (?) Herrn Tanzmann zu bescheinen und ihm die Freude zu bereiten, eine echte Winterlandschaft zu bewundern, eine weite glänzende Schneedecke, aus der die schwarzen Baummassen ihre weißbedeckten kahlen Aeste emporstreckten. —

Curt Grotte w i g.

Kleines Feuilleton.

gk. Lebenserinnerungen eines Bildhauers sind soeben von Professor Joseph von Kopf erschienen. Der Verfasser ist im Laufe seines Lebens mit vielen berühmten Männern der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts zusammengetroffen und weiß manches Interessante von ihnen zu erzählen. Mit Liszt kam er um 1870 in Rom zusammen und verkehrte viel mit ihm. Es ist amusant, wie er den gefeierten Meister als das allgemeine Modell für die Künstler, die damals in Rom waren, schildert. Liszt nahm auch Prof. Kopf das Versprechen ab, sein Portrait zu modellieren. Dieser mochte aber nicht, obwohl jener einen schönen derben Charakterkopf hatte; es ärgerte ihn, daß Liszt allen möglichen bildhauernden Frauen und Dilettanten sah, und sich für schauderhafte Nachwerke hergab. Einmal wäre es ihm dabei beinahe schlecht gegangen. Ein Bildhauer Sachs, eine Pole, überredete ihn, eine Gesichtsmaske von sich nehmen zu lassen, und dabei wäre er fast erstickt. Der Gipsgießer überzog das Gesicht mit schwerem Gips, der natürlich die Wangen eindrückte. Nur die Nasenlöcher wurden freigelassen, aber das Athmen ging trotzdem nur schwer. Liszt erzählte später, er habe fürchterliche Erstidungsangst ausgestanden. Und das prächtige Ergebnis dieser Tortur war, daß der Akkupf aus der Form einen Menschen darstellte, der direkt aus Dante's Hölle entsprungen zu sein schien. „Wie wieder lasse ich mich abgießen!“ sagte Liszt. Desto mehr zirkulirten aber seine Hände mit den langen schönen Fingern im Akkupf. Fast jede Dame hatte sie, mit Lorbeer umgeben, auf ihrem Tische liegen. Auch von Malart erzählt Kopf einige bezeichnende Züge. Dieser kam 1868 zu ihm nach Rom. Er schildert ihn als kleinen, stillen, schwarzen Mann mit dunkeln, stechenden Augen, bei denen man kaum das Weiß bemerkte. Er war stets ruhig und einsilbig. Sehr interessant war seine Frau, die in seiner Malerei eine so wesentliche Rolle spielt. Einmal erschien sie auf einem Ball im Künstlerverein als Vachantin in einem Kostüm, das ziemlich „echt“ war — Kopf setzt hinzu: „was mich nicht störte, aber andere.“ Später besuchte er Malart in seinem Atelier in Wien. Es gefiel ihm nicht sonderlich. Er erzählt, daß die Frau sich zum Geburtstag ihres Mannes, der die rothen Haare liebte, ihre schwarzen Haare roth färbte, ohne daß dieci er es aber merkte. Dabei zog sie sich eine schwere Krankheit zu. Malart's Bub war als Spanier angezogen, die Magd in Nofoto, „indef das Essen war vorzüglich — das Fleisch wirklich Fleisch...“ Kopf erzählt auch von seinem „Freunde, dem herzenguten Arnold Böcklin.“ Dieser hatte damals (1865 in Rom) schwer zu kämpfen; aber obwohl er in seiner kleinen Wohnung selbst kaum Platz für sich und seine Familie hatte, lud er doch ein eben angekommenes junges Ehepaar ein, bei ihm zu wohnen, um dem Mann, einem jungen Maler, den köstlichen Aufenthalt in Rom zu

ermöglichen. Die Frau des Malers bekam einen Sohn. „Wo sollte der bleiben? Natürlich bei unserm gutherzigen, edlen Böcklin.“ Später, in Basel, spricht Böcklin zu Kopf von dem „Kunststium“ der Vaseler: „Hier halten sie mich für einen Narren; es ist mir schon begegnet, daß man, wenn man mir auf der Straße entgegenkam, auf die andere Seite hinüber ging; man hat Angst vor mir!“ Kopf rebete Böcklin zu, mit ihm nach Sant Moritz zu gehen. „Das kann ich nicht, ich muß Geld verdienen.“ Und noch von einem wird in dem Buch ein köstlicher Zug erzählt, von Jbsen. Kopf trifft ihn in Tirol. „Mit großem, glänzendem Zylinderhut lief er in den harzigen Tannenwäldern umher.“ Genril Jbsen, der in den Tiroler Bergen mit dem Zylinder herumläuft — in der That ein Prachtbild! —

— Ueber eine merkwürdige Naturerscheinung berichtet der Befehlshaber des holländischen Dampfers „Celebes“: Am Morgen des 15. Oktober fuhr der Dampfer „Celebes“ schräg gegenüber Krakatan. Um 1 Uhr 50 Minuten wurde die Insel auf 2 englische Meilen Entfernung passiert. Das Wetter war prachtvoll bei herrlichem Sternenhimmel. Plötzlich sahen wir das Vordergeschiff erleuchtet und dort einen weißen Dampf aufsteigen. Nach genauerem Hinsehen bemerkten wir, daß der Dampf aus der See emporstieg; er war lauwarm. Als wir auf der Brücke standen, bemerkten wir, daß die Lichtwellen sich in der Richtung NSO. nach WSW. bewegten; diese Bewegung nahm so stark zu, daß es auf uns den Eindruck machte, als näherten sich dem Schiff himmelhohe Wellen. Dampfwellen flogen über das Schiff hinweg. Die See aber blieb ruhig. Um 2 1/2 Uhr nahm das Licht eine andere Richtung an. Die Lichtwellen begannen einen riesenhaften Zirkel zu beschreiben, dessen Mittelpunkt in OSO. lag; sie hatten die Form eines Sektors und folgten einander in regelmäßigen Zwischenräumen, auch wurde das Schiff bei ihrer Annäherung stets beleuchtet. Nach 2 1/2 Uhr nahmen sie ab und hörten, nachdem Krakatan passiert war, ganz auf. Die Luft war bei einer Temperatur von 28 Grad Celsius wieder klar wie zuvor. —

Musik.

Konzerte. Theater des Westens. Am 29. v. M. hörten wir im „populären Philharmonischen“ die Musik Mendelssohn's zum „Sommernachts Traum“. War die Ausführung nur so gut, wie in diesen Konzerten überhaupt gespielt wird, so fällt das kaum einzelnen Personen zur Last. Von da aus besahnten wir das Klavierkonzert im Veststein-Saal von Felix Drehschod, dem Vertreter einer älteren Musikerfamilie. Alexander D. war der weltberühmte Klaviervirtuose und Oktaven-Spezialist; sein Bruder Rainund D. war Violinspieler; dessen Frau Elisabeth D. wirkt in Berlin als Gesangsprofessorin und beider Sohn Felix D. ebenda als Klavierpädagoge. Dazu scheint ihn seine geradezu vorbildliche Spielmechanik sehr gut zu befähigen; über die im Vortrag vorgebrachten Auffassungen, zumal was Accentvertheilung betrifft, hätten wir allerdings viel zu klagen. Dann ging's in das vierte Konzert der Berliner Konzertvereinigung „Madrigal“, welche die unter diesem Namen bekannten Gesangsformen und ähnliche Lieder für ein doppeltes Vokalquartett (4 im eine verstärkte weibliche Stimmen und 4 Männerstimmen) kultivirt. Es geht in einem solchen Konzert etwas familiär zu; allein die Gelegenheit, an der Hand eines gewissenhaften Programmes seltenerer Werken und ältere hinten im Publikum auftauchende Komponisten kennen zu lernen und sich an der Umgebung der Neuen sowie des Herrn Musikdirektors R e n g e w e i n zu erfreuen, verdient ein Bravo.

Am 30. v. M. errang sich der Daryton D. Felix Kraus in der Singalademie nur schwer und langsam die Gunst des spärlichen Publikums. Schuld daran war jedenfalls nicht ein gleichzeitiges, aus drei Musikliebhaberinnen, 19 Nummern und ich weiß nicht was noch bestehendes Konzert der Harfenistin Edith Martin im Architektenshaufe; vielleicht war es die im Anfang beschränkte und meist etwas unruhige Stimme von Kraus; am ehesten seine durch und durch ernste, jeden populären Effekt verschmähende Künstler-schaft. Allmähig muß man doch mitsfühlen, wie innig hier Gemüth zu Gemüth spricht, und wie selbst die Unruhe des Tones oft mehr charakterisirend als störend wirkt.

Am 1. Dezember nahm uns Frieda Kindler (aus Kottersdam) — die mit den Philharmonikern in der Singalademie einen Klavierabend gab, Beethoven's 5. Konzert mit gut geschultem Spiel hören ließ und ihr Spiel sowie ihren recht zielichen Vortrag doch nicht an diese noch ganz anderes fordernde Musik wenden sollte — nur wenig von dem gleichzeitigen „Quartett Ubel“ im Veststein-Saal weg. Dort lauschte ein dichtest gedrängtes und auf alles vergnügt eingehendes Publikum dieser urwienerischen Erscheinung. Ihre Bedeutung liegt in dem höchst kunstvollen Verwenden der mannigfachen Stimmwirkungen für den Humor, der oft freilich etwas gar banalen und eintönigen Texte; besonders die höchst un-sang- und farbenreiche Stimme Prof. Ubel's (2. Tenor), eines echten und vielseitigen (daher Violincell lehrenden) Künstlers, taugt dazu prächtig. Schade, daß die Herren ihre Spezialität, ebenso wie das „Kochsalz-Quintett“ die feine, nicht konzentrierte, durch Tafelmusik ungestörter durchzubilden oder durchzubilden können!

Ernst Miedl, ein junger finnländischer Komponist, erntete in seinem Kompositionskonzert mit dem philharmonischen Orchester am 8. d. M. in der Singalademie verhältnismäßig wenig Beifall. Das war ungerecht schon gegenüber dem herzhaften Schwung und den ansprechenden Themen, die seine Worte erfüllen, auch wenn er

mit seinem stark rhythmischen und figurativen Stil mehr epigonisch als modern erscheint. Seine Vorliebe für tragisch-wichtige Wirkungen mit tiefen Bläserbässen kam besonders in seiner „dramatischen Ouverture“ und im Finale seiner F-moll-Symphonie, das u. a. durch wiederholte energische Anläufe nach Generalpausen interessirt, zur Geltung; sein echt orchesterliches Denken verrieth sich auch in der wohl mehr untergeordneten Bedeutung des Klavierparts seines Klavierkonzerts E-moll (mit freier Benützung finnischer Themen). Von den beiden letztgenannten Stücken entgingen uns größere Partien durch einen Besuch im Römischen Hof, wo Jenny Lilienthal mit einer zierlichen, hübschen Stimme, die nicht allzu oft ausstrahlt, im Piano nicht weit trägt und von einer deutlicheren Aussprache ergänzt werden sollte, u. a. die selten gehörte „Prinzessin“ von Hinrichs (Text von Klaus Groth) mit Lieblichkeit, aber ohne Sinn für die lustige und tiefschwebende Stimmung dieses kleinen Kunstwerkes sang.

Der zweite Sonatenaabend von Bos und van Beethoven wir versäumen mußten, und dem am 25. Januar ein dritter folgen wird, stach zunächst durch die dankenswerthe Abfassung seines Programms hervor. Gleiches gilt von dem großen Konzert des Wagner-Vereins Berlin am 5. Dez. in der Philharmonie, dessen Hauptprobe wir am 4. Dez. hörten. Das Programmbüchlein von Richard Strauß bringt eine bisher ungedruckte programmatische Erläuterung Wagner's zum Meisterfinger-Vorpiel und eine Aufklärung über den Schluß des „Tannhäuser“. Von diesem Werk wurde der 3. Akt (mit der kürzeren Schlußfassung) vorgetragen; Fr. Hiedler als Elisabeth und (!) als Venus, sowie Herr Scheidemann als Wolfram thaten ihr Bestes, allein die erschütternd ernste Weise, mit der Herr Büllner, im Besitz einer nicht vollen, aber im allgemeinen trefflich beherrschten Stimme, den Tannhäuser sang, war ein Ereigniß ganz eigener Art. Auch Othegraven's „Letzten Frühling“ brachte dieser Gesängerkunstler zu einer guten Wirkung, wemgleich zwei Gesänge Richard Strauß, von Scheidemann vorgetragen, jene Komposition doch noch übertrafen. Und nun hörten wir Strauß' „Don Quixote“, auf den wir schon neulich im Vergleich mit Kienzl hingewiesen — wohl das höchste, was wir bisher an Programm Musik, speziell an musikalischer Darstellungskunst und dann an moderner Instrumentationstechnik lernten. Der Eindruck (nicht der etwas mühsam fortgesetzte Beifall) übertraf noch unsere Erwartungen: hienichtlich werden dem Werke wenigstens seine löstlichen Themen und sein prächtiger Humor in der öffentlichen Gunst nützen. Das philharmonische Orchester war bis zur Höhe eines leidlich großen Orchesters verstärkt, und Herr Strauß dirigirte mit einer bis ins Kleinste fühlbaren Künstlerkraft; allerdings ließ dieser doch vorwiegend instrumental denkende Meister die Singstimmen oft zu sehr vom Orchester übertönen und beeinträchtigte so zumal den Klaren Chor des königstädtischen Gymnasiums (jüngere Pilger) im Tannhäuser, neben dem Sängerbund des Lehrervereins (ältere Pilger) es leichter hatte.

Vertreterberichte erhielten wir zunächst über den Cellovirtuosen Berch Such, der am 2. d. Mts. in der Singakademie Dvorak, Bruch und Pjatti spielte: sehr energisch und ohne Sentimentalität, eine fast spähafte Technik, aber fast wie eine Spielmaschine. Dann über den zweiten Liederabend der Marcella Prega am 3. d. M. im Reichstein-Saal: sie bewährte wieder ihre liebliche Stimme und gute Schulung und ging auch auf Aussprache und Geist der deutschen Lieder (zumeist Schumann) ein. Liegt ihr der mehr heitere Gesang nahe, so der Altmeislerin Amalie Joachim, die am 4. d. M. ebenda sang, mehr der tragisch-ernste. Ihr treffendes Eindringen in den Gehalt der Vortragsstücke ließ vergessen, daß manche Töne, besonders auf Fokal A in der Mittellage, klanglos sind. In die anscheinende Begleitung theilten sich Marie Bruns und — bei eigener Komposition — Professor Max Bruch.

Der neuestestudierte „Ezar und Zimmermann“ von Lorzing im „Theater des Westens“ am 2. d. M. zeigte wieder, welche glücklichen Griffe im allgemeinen das Theater sowohl mit der Zusammenstellung seines Personals als auch mit der Heraushebung unseres alten Schatzes von komischen Opern gethan, und bewährte einen Fortschritt gegenüber den früheren derartigen Vorführungen. Ueber das gewöhnliche Opernhafte kam allerdings auch sie nicht hinaus und blieb unter dem in diesem Rahmen Erreichbaren durch mannigfaches Herabzerrten dieser so sehr aufs Feinsinnige angelegten Dichtung und Musik ins Derbe. Den Ton gab dabei Herr Hermann Steffens als Bürgermeister an, der, was seine gesangliche Leistung gut machte, durch unwürdige Komik und durch fortwährendes Malancien verdarb; Herr Adolph Dreßler als englischer Gesandter schmiedete ihm. Die vielleicht beste Leistung war die Marie von Anna Quilling. Herr Juan Lucia bot als Ezar Gutes, brachte jedoch das so sinnige, geradezu visionäre Lied „Sonst spielt' ich mit Scepter“ etc. in recht gewöhnlichem und flackerndem Klavierspiel hervor. Die Uebrigen waren weder auf ihren Posten, einschließlich Kapellmeister Schuster. Die „Große Halle im Stadthaus zu Saarbram“ anno 1898 in romanischem Stil war eine merkwürdige kunstgeschichtliche Offenbarung. —

Technisches.

t. Einen Ersatzstoff für Guttapercha hat nach einer Mittheilung des „Engineering and Mining Journal“ Dr. Napier Ford erfunden. Wenn sich der Werth dieses Verfahrens bestätigt, so

braucht auf seine Bedeutung nicht weiter hingewiesen zu werden, da der Bedarf an Guttapercha immer weiter steigt. Der Stoff, der den Namen Perchoid erhalten hat, wird aus einem Oel hergestellt, das einer hochgradigen Oxydation unterworfen wird. Das Oel wird mit Bleiglätte zusammen erhitzt, lange und beständig umgerührt und dann der Abkühlung überlassen. Nun wird ein vorher präparirtes Berg eingetaucht, wieder herausgenommen und in Drahtförmigen der Luft ausgesetzt. Das von den Fasern aufgenommene Oel wird auf diese Weise vollständig oxydirt. Die Fasern werden durch Walzen gezogen und kommen als ein lederartiges Material heraus, das dem Gummi sehr ähnlich ist. Seine Zähigkeit wird durch Zuthat von Schwefel noch erhöht. Das Perchoid soll sich bis zur Dünne von Seidenpapier walzen lassen. Eine besondere Verwendung würde ihm noch durch die Eigenschaft erschlossen werden, daß man Leber gegen Feuchtigkeit undurchlässig machen kann, ohne die Durchlässigkeit für die Luft zu verhindern. —

Humoristisches.

— Neues vom Serenissimus. Serenissimus besucht einen benachbarten Potentaten. Auf einem kleinen Spaziergange um das Fürstenthum läßt der hohe Nachbar ein neunfaches Echo ertönen, was er mit Recht als die größte Sehenwürdigkeit seines Reiches bezeichnet. „Garnichts gegen mein Echo — garnichts, Ew. Liebden, garnichts,“ bemerkte Serenissimus. „Unser Echo ist effsch!“ Als nun der benachbarte Dynast einen Gegenbesuch abstattete, ließ Serenissimus den Wildwarter Knöchelchen kommen und sagte ernsthaft: „Knöchelche, sag' ich, Er ist ein geschiedter Kerl, geht Knöchelche?“ — „Jawohl, Durchlaucht.“ — „Knöchelche, Er saum das Maul halten?“ — „Jawohl, Ew. hochfürstlichen Gnaden.“ — „Knöchelche, wenn ich nachher mit den hohen Herrschaften nach der Solitude fahre, dann seh' Er sich in den Steinbruch — Er weiß ja, Knöchelche, da luter Hand rechts um die Ecke rum — da seh' Er sich hinein. Und wenn Er mich dann rufen hört, merk' Er auf, Knöchelche! Dann soll Er das Echo machen, versteht Er auch, Knöchelche? — und soll eifmal antworten! — Eif mal!“ — Und so geschah's. Als die hohen Herrschaften mit Befehl dem Steinbruch gegenüber waren, da ließ Serenissimus den Wagen halten und sprach: „Hier ist das effschige Echo. Achtung! (durch die hohle Hand) Wer — bist — Du?“ — „De Knöchelche! De Knöchelche!“ ertönte eifmal das Echo. —

— Der andere Hauptmann. „Haben Kamerad schon mal — äh — Stück jesehen von dem — Hauptmann?“ „Hauptmann? Hauptmann? — Ah ja, natürlich: den Burgjrafen!“ — (Jugend.)

Vermischtes vom Tage.

— Ludwig Marold, der bekannte noch junge Zeichner der „fliegenden Blätter“ und anderer großer illustrirter Blätter, ist in Prag gestorben. Er hatte auf der Großen Berliner Kunstausstellung d. J. die kleine goldene Medaille erhalten. —

— Von der Nord- und Ostsee werden schwere Südweststürme gemeldet. Zahlreiche Travemünder Fischer wurden auf hoher See überrascht, mehrere Boote sind ausgeblieben. Auf der Schelde ist die holländische Bark „Aaf“ mit fünf Mann gesunken. —

— In Eschenthal (Thüringen) brannte ein Anwesen nieder. Sieben Personen im Alter von 8 bis 27 Jahren sind in den Flammen umgekommen. —

— Beim Brande eines Hauses in Kunnersdorf bei Reichenberg verbrannten ein Zimmermann und seine beiden Töchter. Der Vater hatte die auf dem Boden schlafenden Mädchen retten wollen. —

— In Asteim bei Mainz verlangten die beiden Lehrer von der Gemeinde eine Erhöhung der Feuerungszulage von 70 M., für die sie bisher im Winter die Schule heizen mußten, auf 100 M. Als ihnen diese verweigert wurde, schickten sie die Kinder eines Morgens einfach wieder nach Hause, „da wegen Mangel an Kohlen nicht geheizt werden könne.“ —

— Zwei Mechaniker in Tübingen, die sich um eine Wirthstochter stritten, schloßen ein fingirtes Pistolenduell aus. Sie wollten der Geliebten ihre „ritterliche Gesinnung“ beweisen. —

— In Fusio bei Locarno wurden zwei junge Burjchen durch eine Lawine getödtet. —

— Im Etappen-Gefängniß zu Scharowka in der Nähe von Jekust, so berichtet die „R. Fr. Pr.“, wollten die Sträflinge sich einige Lebensmittel kaufen; der Oberst untersagte es jedoch. Ein Sträfling wendete sich im Namen der Abtheilung an den Obersten mit der Bitte, das Verbot zurückzuziehen. Als Antwort darauf befahl dieser, ihn zu erschließen, was einer der Soldaten auch sofort ausführte. Dies entseffelte die Entrüstung der Sträflinge, welche in lauten Schimpfworten auf den Obersten ausbrachen. Ein Arrestant trat hervor und stellte ihn zur Rede. Der Oberst befahl, auch ihn zu tödten, was sofort vollzogen wurde. Auf dieselbe Weise wurde ein dritter Arrestant erschossen, wobei einige Sträflinge, welche den Versuch machten, ihren Leidensgenossen zu retten, schwer verwundet wurden. Die gegen den Obersten eingeleitete Untersuchung wurde wieder eingestelt, weil er — im Zustande der Nothwehr gehandelt hätte! —